

# Rezensionen

## Das französische Dilemma

Lutz-Philipp Harbaum, *Pariser Dilemmata im Prozess der deutschen Wiedervereinigung*, Bouvier, Bonn 2008, 196 S.

Dieses kleine Buch, das auf eine Forschungsarbeit des Autors aus Bonner Studienzeiten zurückgeht, erscheint ein paar Monate vor dem 20. Geburtstag des Berliner Mauerfalls genau im richtigen Moment. Lutz-Philipp Harbaum, der gerade einmal acht Jahre alt war, als 1989 die ersten Risse die Mauer ins Wanken gebracht und anschließend die deutsche Wiedervereinigung befördert haben, verfolgt die Geschichte bis zum Deutsch-Französischen Krieg von 1871 zurück, um die französische Haltung gegenüber der deutschen Einheit, gewöhnlich schlicht als „die deutsche Frage“ bezeichnet, nachzuvollziehen. Mithin legt der Autor ein Buch über die „französische Antwort“ vor, mit zahlreichen Zitaten zur Untermauerung seiner These, der zufolge sich Frankreich lange in einem existenziellen Dilemma befunden habe: eine moralische und solidarische Position einerseits, die auf nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft ausgerichtet war; andererseits die ständige Sorge Frankreichs um das in Jalta festgelegte europäische Gleichgewicht. Das Wort Dilemma, so der Autor unter Berufung auf die lexikalische Definition, bezeichnet die Wahl zwischen zwei gleichermaßen unangenehmen Optionen. So erklärt sich, dass die deutsche Wiedervereinigung in Frankreich bis 1989 als eine abstrakte Größe galt, die zugleich herbeigewünscht und abgelehnt wurde. Es fehlt nicht an Zitaten von Politikern, um diese Analyse zu bestätigen. Jean-Pierre Chevènement, später Verteidigungsminister der Sozialisten in Paris, erklärte 1980 in der *Welt*: „Die Drohung einer deutschen Wiedervereinigung ist für Frankreich gefährlicher als die einer sowjetischen Aggression.“ Und der frühere Innenminister Michel Ponatiowski scheute sich nicht, im März 1990 zu erklären, dass „Helmut Kohl sich so verhält, als sei er dabei, das Vierte Reich zu gründen“.

Nach einem (etwas zu) raschen Überblick über die Jahre 1871–1945 verfasst Lutz-Philipp Harbaum ein Kapitel über die von Frankreich während der V. Republik bis zur Wiedervereinigung 1990 betriebene Deutschlandpolitik. Während de Gaulle im Jahr 1959 schrieb: „die Wiedervereinigung der beiden gegenwärtig getrennten Teile zu einem Deutschland, das völlig frei wäre, betrachten wir als das Ziel und das normale Schicksal des deutschen Volkes“, fügte derselbe de Gaulle wenige Seiten später hinzu: „Unsere Vorstellung von Deutschland ist, dass es zur Stunde nicht zweckmäßig ist, an den Gegebenheiten etwas zu ändern.“ Selbst nach den glorreichen Stunden der Versöhnung 1963 sollte der französische Präsident so weit gehen, später wie folgt von Alain Peyrefitte zitiert, zu erklären, die Deutschen „würden es verdienen, dass wir den Vertrag kündigen und einen Allianzenwechsel vollziehen und uns mit den Russen einigen“.

Die knappen Zusammenfassungen der Amtszeiten von Pompidou, Giscard d'Estaing und Mitterrand gehen dem in diesem Buch wichtigsten Kapitel voran, das die Wiedervereinigung aus Pariser Sicht, anders gesagt: die konkrete Antwort auf die deutsche Frage darstellt. Ein deutscher Journalist der *Zeit* hatte folgenden Vergleich formuliert, um die französische Haltung in dieser Angelegenheit zu erläutern: „Jeder fromme Christ möchte gerne in den Himmel kommen, doch keiner will, dass der Fall schon bald eintritt.“

Der Autor zitiert den Berater des Staatsoberhauptes, Jacques Attali, der in seinem Buch offenbart, was François Mitterrand gegenüber dem deutschen Außenminister Hans-Dietrich Genscher geäußert haben soll: „Entweder die deutsche Einheit geschieht nach der europäischen Einheit oder Sie werden sich gegen eine Dreier-Allianz finden, und das wird in einen Krieg führen. Wenn die deutsche Einheit nach derjenigen Europas stattfindet, werden wir Ihnen helfen“. Eine Aussage, die in einer anderen Form im November 1989 vor dem Europarat unterstrichen wurde: „Die deutsche Frage ist eine europäische Frage.“

In seinem Fazit analysiert Lutz-Philipp Harbaum den von Frankreich vollführten „undankbaren Spagat“, dieses Dilemma, das die zahlreichen bilateralen Spannungen erklärt. Michel Tournier war es, der 1990 sagte, es gehe nicht um die Frage, ob man für oder gegen die Wiedervereinigung sei, sondern darum, ob man sie für unumgänglich halte. Und er lieferte selbst die Antwort: „Da haben wir keine Wahl.“

Gérard Foussier

## Von Genie zu Genie

Gustav Seibt, *Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung*, Verlag C.H. Beck, München 2008, 290 S.

Am Rande des Fürstentages zu Erfurt kamen der 59-jährige Goethe und der 20 Jahre jüngere Napoleon zusammen. An der Begegnung dieser Ausnahmenaturen entzündeten sich seit jeher Spekulationen. Aus der Not der mageren Quellenlage hat Gustav Seibt eine Tugend minutiöser Recherche gemacht. Die „historische Begegnung“, die kaum eine Stunde gedauert haben dürfte, verarbeitet er zu einer epochalen Beziehungsgeschichte. Diese reicht von Goethes Teilnahme am Frankreichfeldzug, namentlich der Kanonade von Valmy 1792, in der der Dichter einen Neubeginn der Weltgeschichte erblickte bis zu der beinah kindlichen Begeisterung des alten Olympiers über einen Parfumflakon mit einem Verschluss in Gestalt Napoleons.

Über reiches Anekdotenkolorit hinaus macht Seibt anschaulich, wie prägend das Treffen mit Napoleon für Goethes Denken und Schreiben gewesen ist. In den Karlsbader Stenzen, die Goethe 1812 zu Ehren der französischen Kaiserin Marie Luise verfasste, heißt es über Napoleon: „Was Tausende verwirren, löst der Eine.“ Die letzte Zeile dieses hymnischen Versepos war freilich frommes Wunschdenken: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden.“ Marschierte „der Eine“ doch zur selben Zeit gegen Moskau. Dennoch sah der Andere in dem Feldherrn, der nicht weniger als 64 Schlachten schlug, den Garanten einer Friedensordnung für Europa. Dass er diese Einschätzung auch nach dem militärischen Fiasko in Russland nicht grundsätzlich korrigierte, belegt der zynisch-trotzige Kommentar Goethes: „Daß Moskau verbrannt ist, tut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künfftig auch was zu erzählen haben.“ Deren zeitweiligen Lenker hatte Goethe für eine kurze Stunde seines Lebens persönlich kennen gelernt. Im Erfurter Statthalterpalast, in dem Napoleon während des Fürstentages residierte, war er Zeuge geworden, wie der Imperator die Geschicke ganzer Völker entschied, mit einem Kommando, mit einer Handbewegung. Napoleon blieb für Goethe zeitlebens ein Faszinosum. Anders als die überwiegende Mehrheit seiner Landsleute bewahrte er dem Kaiser eine Art von Solidarität, auch als dessen Stern längst im Sinken begriffen war. Während die Deutschen in ihrer Erhebung gegen das napoleonische Frankreich sich als Nation entdeckten,

reflektierte deren Nationaldichter über seine Studienzeit in Straßburg, wo er erwogen hatte, sich zum französischen Beamten ausbilden zu lassen. Die allgemeine Begeisterung über die Niederlage Napoleons bei der Völkerschlacht von Leipzig kommentierte Goethe kühl: „Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unseren Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthen zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch weiterhin nach Morgen.“

Mit diesen Worten, gerichtet an den jungen Historiker Heinrich Luden, warnt Goethe gewissermaßen vor einer deutsch-französischen Erbfeindschaft, die Deutschland den Weg nach Westen sehr lang machen sollte. So unpolitisch wie er häufig gescholten wird, war Deutschlands größter Dichter nicht. Das belegt „Goethes Bonapartismus“ (Seibt), der noch in seiner Formulierung von „meinem Kaiser“ widerhallt. Anders als die meisten Europäer dachte gerade der alte Goethe übernational. Weniger der Franzose als der „Weltgeist“ (Hegel), der die Revolution gebändigt und fundamental neue Ideen vom bürgerlichen Gesetzbuch bis zum literarischen Urheberrecht international durchgesetzt hatte, machte Napoleon in seinen Augen zur „höchsten Erscheinung in der Geschichte“. Dass es dabei von Genie zu Genie ging, belegt auch jene Formulierung Goethes, mit der er sich nach 20 Jahren für seinen kaiserlichen Ritterschlag („Vous êtes un homme!“) auf eine Weise revanchierte, die völlig anders klang als deutsche Revanchegelüste: „Da war Napoleon ein Kerl!“

Die Napoleonverehrung mutet weniger sonderbar an, wenn man bedenkt, dass Goethe zu dieser Zeit am *Faust, der Tragödie zweiter Teil*, arbeitete. Schon Nietzsche war davon ausgegangen, dass Napoleon Goethe zu seinem dramatischen Hauptwerk inspiriert habe. Eine dünne Spur dazu legte Goethe selbst, indem er sich schon im Sommer 1815 vernehmen ließ: „Faust bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe.“ So drängt sich auch Gustav Seibt die Frage auf: „Wie viel Napoleon steckt im *Faust*?“. Doch bleibt der Autor in seiner ansonsten überaus materialreichen Studie bei der Antwort oberflächlich. Dabei ist gerade dieser Aspekt von größtem Interesse. Verführt er doch zu einer noch kühneren Überlegung: Lässt sich das berühmteste Theaterstück deutscher Sprache als Ehrenrettung eines verfeimten französischen Despoten lesen? So wie zu guter letzt dem ebenso ruhe- wie skrupellosen Faust die Gnade des Himmels zuteil wird, begann auch das Bild des nimmermüden Kriegsherrn in immer

helleren Farben zu leuchten, bis er uns in heutigen Film- und Fernsehproduktionen tatsächlich als jener „Halbgott“ entgegentritt, von dem Goethe einst geschwärmt hatte.

Vor dem Hintergrund dieser ausgreifenden Interpretation wird die Erfurter Begegnung zu einem wahrhaft faustischen Moment. Doch es gibt noch einen unmittelbaren Gewährsmann für diese erlauchte Partie. Kein Geringerer als Talleyrand war als Zeitzeuge zugegen. Doch schildert der das *Tête-à-tête* in seinen Memoiren als belanglose Audienz, bei der nichts Weltbewegendes herausgekommen sei. Sachdienliche Klarstellung oder diplomatisches Kalkül des dritten Genies im namhaften Bunde? Sicher ist: Die „historische Begegnung“ war entschieden zu kurz, um über sie weit reichende Schlüsse wissenschaftlich zu fundieren. *Hélas*, sein übervoller Terminkalender ließ dem Kaiser nur wenig Zeit für den Dichterstürzen.

Medard Ritzenhofen

## Monumentale Proust-Biographie

Jean-Yves Tadié, *Marcel Proust. Biographie*, aus dem Französischen von Max Looser, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008, 1 265 S.

Jean-Yves Tadié, Professor für französische Literatur an der Pariser Sorbonne, ist einer der kompetentesten Proust-Kenner. Neben verschiedenen Einzeluntersuchungen hat er auch die vierbändige *Pléiade*-Ausgabe der *Suche nach der verlorenen Zeit* ediert. Seine nun mit großer Verspätung auch auf Deutsch vorliegende Biographie über Marcel Proust erforscht minutiös Leben und Werk und erfüllt in ihrem definitiven Charakter jedweden Wunsch nach Verständnis und Lesbarkeit. Wir haben es mit einem Meisterwerk zu tun.

Im Unterschied zu den meisten Biographen erzählt Tadié die Vita Prousts nicht im epischen Fluß von einer Station zur nächsten. Vielmehr lässt er sich auf „Bruchstellen“ ein, auf das Hin und Her der Begegnungen, auch auf das Anekdotische. Da kommt die enge Verbindung zwischen Leben und Werk in den Blick, wobei Tadié im Umkehrschluss das Leben als Paraphrase des Werks liest und sich der Versuchung versagt, das *Ceuvre* aus den Bedingungen der Existenz abzuleiten. Tadié stellt die Frage: „Was heißt es, um 1890

Schriftsteller, Homosexueller, Kranker oder Arzt zu sein?“ Er interessiert sich parallel dafür, wie sich das Proustsche Werk entwickelt, wie sich seine Ästhetik herausgebildet hat.

Proust wuchs in einem Paris auf, in dem sich das Leben sehr viel rasanter veränderte als in Rom oder London. Er liest Jules Verne, Edgar Allan Poe, Musset und dringt in die ritterliche Welt von Gautiers *Capitaine Fracasse* ein. Krankheit und Medizin mögen seinen Sinn zur Beobachtung geschärft haben. Er imitiert gerne fremde Stile, hat Talent fürs Pasticcio.

Seine Leistungen in der Schule verbessern sich, er schreibt für Schülerzeitungen über Racine und Corneille, philosophiert über das Verhältnis von Körper und Geist, wird aber seine Schuldgefühle nicht los, gekoppelt mit der Angst vor dem Verlassensein („*La névrose d'abandon*“). Tadié beschreibt hier detailliert Prousts berühmtes „Drama des Zubettgehens“, bedient sich dabei aber eines durchaus neutral beobachtenden Erzählstils. Dabei ist es kein Fehler, dass sich der Biograph dort, wo es um Prousts Homosexualität, um Intimität geht, mit Spekulationen deutlich zurückhält. Hier bleibt manches dunkel, im Indifferenten. Marcel hat seine „*amants*“; unter seinen Spielgefährten erwähnt er sich Jacques Bizet, den Sohn des Komponisten, wird aber zurückgewiesen. Irgendwann wird auch den Eltern bewusst, dass ihr Sohn dem Eros der Homosexualität zugeneigt ist. Der Vater versucht, ihn vom Wege abzubringen, und schickt ihn ins Bordell. Was folgt, ist das Leben als Dandy. Prousts wache Sinne registrieren jede Einzelheit in den Salons des mondänen Paris. Er trifft sich mit Degas und Forain, verkehrt mit Anatole France, Maurice Barrès, André Malraux und André Gide. Proust pflegt den intellektuellen Diskurs und ist bei den „*grandes dames*“ der *Belle Epoque* ein überaus beliebter Gast. Seine kurze Dienstzeit beim Militär und ein wenig Studium an der *Ecole libre des sciences politiques* sind nicht wegweisend für seine Entwicklung und können ihn auch nicht abbringen von seinem Müßiggang. Es wechseln die Lieben und Freundschaften, an der regressiven Verkümmern seines Sexuallebens ändert sich aber nichts.

Nachweisbar ist nach Tadié die Wirkung von Carlyle und Emerson auf Prousts Ästhetik. Von dem englischen Kunstkritiker John Ruskin, dessen Texte er gemeinsam mit seiner Mutter ins Französische übersetzte, scheint er sich aber rechtzeitig getrennt zu haben. Wesentlich größeren Einfluss auf Proust hat die Freundschaft zu dem

Sammler, Literaten und Kritiker Robert de Montesquiou. Dessen Schatten, schreibt Tadié, sei überall in der *Recherche* auszumachen. Von dem 15 Jahre Älteren lernt Marcel den Blick für die großen Maler der Epoche. Aber – so Tadié – es habe sich um eine Freundschaft gehandelt, die zwischen „freiwilliger Knechtschaft, kindlichem Mitleid und dem Bedürfnis, zu verführen und geliebt zu werden“ oszillierte. Marcel will gefallen, um jeden Preis.

Zuerst stirbt die Mutter, kurz darauf auch der Vater. Proust, der im Jahr 1919 den *Prix Goncourt* für *A l'ombre des jeunes filles en fleurs* erhält, wird sich seiner Ortlosigkeit bewusst und verfällt in tiefe Depression. Trotz des nicht unerheblichen Erbes, das auf ihn und seinen Bruder zukommt, schlägt er sich mit Geldproblemen und Verlegern herum. Als er stirbt, ist er 51 Jahre alt, sein Asthma war nie ausgeheilt. Das Mammutwerk der *Recherche* wird erst Jahre später vollständig erscheinen. Einen Tag nach seinem Tod kommt sein Freund Paul Morand, ein junger Diplomat und Bewunderer von *Swann*, ins Sterbezimmer, wo Haushälterin Céleste neben dem Toten wacht. Er erzählt ihr, Proust habe manchmal zu ihm gesagt: „Entschuldigen Sie, mein lieber Paul, wenn ich ein wenig die Augen schliesse. Ich bin müde. Aber sprechen Sie weiter, ich bitte Sie darum, ich werde auch antworten. Ich ruhe mich nur aus.“ Und Morand fuhr fort: „Und er schloss die Augen, nur dass er sie ein wenig offen hielt, um einen zu beobachten. Nun Céleste, falls Sie es bemerkt haben, das tut er auch im Tode. Auf der einen Seite ist das Lid ein klein wenig hochgezogen.“

Wolf Scheller

## Brücken und Stege

Karen Denni, *Rheinüberschreitungen – Grenzüberwindungen*, UVK Verlag, Konstanz 2008, 334 S.

Brücken sind Symbole der Versöhnung, mit deren Hilfe Spaltendes und Grenzen überwunden werden können. In ihrer Arbeit, die sich der deutschen Grenze zwischen 1861 und 2008 widmet, stellt Karen Denni die drei zwischen Straßburg und Kehl verlaufenden Rheinbrücken vor. Das Buch ist das Ergebnis von Forschungsarbeiten zu ihrer 2006 verfassten Dissertation an der Marc-Bloch-Universität in Straßburg und der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität. Die Autorin unter-

sucht zunächst die deutsch-französischen Beziehungen im Grenzgebiet, wo die Brücke über den Rhein natürlich als Metapher dient.

In einem zweiten Teil befasst sich das Buch mit der Region Straßburg-Kehl, ein Gradmesser für die bilateralen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland mit einer Brücke als Bindeglied: Die 1388 erbaute „Lange Bruck“ war damals die einzige Brücke über den Rhein zwischen Basel und der Nordsee. Erst im Jahr 1661 wurde in Mainz eine weitere Brücke konstruiert. Von den insgesamt 62 Brücken über den Rhein überqueren lediglich neun, davon drei in Straßburg, die deutsch-französische Grenze. Es gibt mehr Brücken in Paris als über den Oberrhein.

Ein Objekt sämtlicher militärischer Begierden, sah sich die Brücke früher mit den Launen des Stroms konfrontiert, der seinen Lauf regelmäßig veränderte und Arme und Verästelungen ausbildete. Erst 1808 sollte auf die Initiative Napoleons hin die erste feste Brücke konstruiert werden. Nach den 1817 am Rhein vorgenommenen Ausbauarbeiten sollte nicht mehr die Natur als Feind der Brücken fungieren, sondern der Mensch. Insgesamt drei Mal wurde während der deutsch-französischen Kriege die 1861 erbaute Eisenbahnbrücke zerstört, die als „eine unerlässliche Maßnahme zum Ausbau der Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland“ galt „und dem internationalen Transportwesen alle nötigen Eisenbahnlinien sowie die dazugehörigen Ausbaumöglichkeiten ermöglichen“ sollte. Zwischen 1919 und 1940 blieb die Brücke für Straßenbahnen gesperrt, während Autos und Fußgänger hingegen ungehindert verkehren durften. Die Konstruktion der nach dem Zweiten Weltkrieg gebauten Europabrücke sollte gewiss ein Ausdruck der beiderseits des Rheins gehegten Absichten und Hoffnungen sein. Doch ihre eigentliche Daseinsberechtigung besteht, wie bereits bei der ersten Autobrücke aus dem Jahr 1897, in einer Entlastung der Region angesichts der zunehmenden Automobil-Invasion (gegenwärtig 30 000 Überquerungen pro Tag).

Im April 2004 eröffnet Straßburg den „Garten der zwei Ufer“ mit einer ersten Brücke für Fußgänger und Radfahrer, einer symbolischen *Passerelle* (auch Mimiram-Brücke genannt), die gleichwohl eine heftige Debatte zwischen Anhängern und Gegnern des Projekts auslöst. Die einen sehen darin eine Chance, „statt einer Grenze, eine natürliche und physische Kontinuität wahrzunehmen“, die anderen sähen es lieber, wenn sich der französische TGV mit dem deutschen ICE zusammen-

täte, um die Grenze mit Hochgeschwindigkeit zu überqueren, als der Gestaltung eines Gartens in einer unbesiedelten Gegend beizuwohnen. Nur mit einem einzigen Satz erwähnt das Buch die von Frankreich nach dem Krieg als Reparationsleistungen formulierten Bedingungen für den Bau dieser Hochgeschwindigkeitslinie.

Die Brücke wird bei Karen Denni zum konkreten Beispiel, anhand dessen sie die beiden städtischen Positionen, aber auch die Berichterstattung der jeweiligen Regionalpresse ausdifferenziert. Die Autorin bemerkt in der Tat, die *Dernières Nouvelles d'Alsace* tendierten dazu, allzu kritische Leserbriefe nicht zu veröffentlichen, während die *Kehler Zeitung* ihre Spalten ohne Einschränkung zur Verfügung stelle.

Die Rheinbrücken sind an solche Kontroversen gewöhnt. Man denke nur an die provisorischen Brücken, die zwischen 1945 und der Eröffnung der jetzigen Europabrücke 1960 konstruiert worden sind, da es beiden Ländern nicht gelang, sich auf die Höhe oder Breite des Bauwerks zu einigen. Das Buch schließt mit einem zugleich symbolischen und positiven Ausblick: „Die Tatsache, dass Franzosen und Deutsche Geld in Brücken zu investieren wagen, ist ein starkes Zeichen für Friedenszeiten, ein Beweis dafür, dass sie im Gegensatz zu ihren Vorfahren die durch einen Krieg provozierte Zerstörung dieser Bauwerke nicht mehr fürchten.“

François Talcu, Übersetzung: Dr. Nicola Denis

## Verstörende Einsichten

Simon Epstein, *Un paradoxe français. Antiracistes dans la Collaboration, antisémites dans la Résistance*, Editions Albin Michel, Paris 2008, 623 S.

Als Marcel Ophüls vor fast 40 Jahren seinen zunächst verbotenen, dann heftig umstrittenen und inzwischen zum Klassiker gewordenen Film über den französischen Widerstand gegen die deutsche Besatzung (*Le chagrin et la pitié*) drehte, war dies ein erster Schritt zur nüchternen Betrachtung des Mythos *Résistance*. So wenig in diesem Film an der moralischen Integrität derer gezweifelt werden sollte, die sich für den Widerstand entschieden hatten, so sehr wurde deutlich, dass die Motive, sich den Deutschen zu widersetzen, völlig unterschiedlicher Natur waren. Das scheinbar eindeutige Bild des überzeugten – nämlich entweder gaullistischen oder kom-

unistischen – *maquisard* löste sich in zahllose Facetten auf, denn zu den Beweggründen der Widerstandskämpfer gehörten klare politische und humanistische Überzeugungen ebenso wie sehr alltägliche Gründe und eher zufällige Begebenheiten, die womöglich ebenso zur Kollaboration hätten führen können – und de facto auch oft geführt haben. Mit seinem Buch führt Simon Epstein diese Entmythisierung weiter und unterzieht die Beweggründe der Widerstandskämpfer, ebenso wie diejenigen der *collaborateurs*, einer sehr luziden Analyse; in ihr spielen strukturelle Überlegungen zur Bedeutung von Antisemitismus und Nationalismus, zu Sympathie oder Antipathie gegenüber der Volksfront der 1930er Jahre sowie über das Verhältnis zum Nachbarn Deutschland (vor und nach 1933) bei der Option für oder gegen *Résistance* oder Kollaboration eine ebenso große Rolle wie biographische Skizzen einzelner Persönlichkeiten, die eine symptomatische Rolle während der *années noires* spielten.

In dieser historischen Situation Frankreichs war die Freiheit der Entscheidung derart zugespitzt, dass jede Handlung schlechterdings eine Parteinahme bedeutete, selbst die desjenigen, der sich „heraushalten“ wollte. Diese Zuspitzung war, so zeigt Epstein in überzeugender Weise, die Folge einer Polarisierung, welche sowohl in der Dreyfus-Affäre als auch während der Volksfront-Regierung zu einem Bewusstsein der „*deux France*“ geführt hatte, welches den Anspruch der „*France une et indivisible*“ für viele auf schmerzliche Weise konterkarierte. Zwei Organisationen seien es gewesen, die in ihrer jeweiligen Perspektive dieses Ideal der Einheit verkörpert und eifersüchtig gegen die jeweils andere verteidigt haben, nämlich die *Action Française* (AF) von Charles Maurras' und die *Ligue Internationale contre l'Antisémitisme* (LICA). Beide Gruppierungen boten, so Epstein, ihren Mitgliedern und Anhängern eine klare politische Orientierung, bis sich Anfang 1933 die Ereignisse im Nachbarland Deutschland dergestalt änderten, dass die Anhaltspunkte dieser Orientierung ins Wanken gerieten.

So begegneten Charles Maurras und seine aus den 'anti-dreyfusards' von 1898 hervorgegangenen Adepten den Deutschen mit einer Ablehnung, die ebenso groß war wie ihr Hass auf die Juden; der immer aggressivere Antisemitismus in Hitlers Deutschland ließ jedoch die klaren Feindbilder verschwimmen, und spätestens, als Frankreichs militärische Niederlage im Sommer 1940 (vorerst) besiegelt war, befand sich die AF in einer Zer-

reißprobe: Mit den Deutschen zu paktieren und der Pétainistischen Doktrin der Kollaboration zuzustimmen kam nur für diejenigen infrage, deren Nationalismus schwächer ausgeprägt war als ihr Antisemitismus. Und das waren keinesfalls die meisten, weshalb sich nicht wenige antisemitisch eingestellte Anhänger Maurras' der *Résistance* anschlossen.

Überrascht die Tatsache eines Engagements der politischen Rechten, ja extremen Rechten in der *Résistance*, so gilt dies nicht minder für die andere der beiden *familles politiques*: Die Humanisten und Philosemiten der Zwischenkriegszeit fühlten sich in ihrem Selbstverständnis, nicht zuletzt in der Tradition eines Jean Jaurès und aufgrund der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, zutiefst dem Ideal des Pazifismus verpflichtet; dieses Ideal nahm jedoch angesichts der Kriegsvorbereitungen östlich des Rheins immer mehr die Formen eines *Appeasement* um jeden Preis an. Es überrascht insofern nicht, dass sich viele Anhänger der pazifistischen Linken aus den Tagen der Volksfront in den Ministerien Vichys wiedertrafen, und dies keineswegs nur aus Opportunismus, wie in der Nachkriegshistoriographie oftmals allzu leichtfertig konstatiert wurde.

Kritiker könnten dem Buch des Historikers an der hebräischen Universität von Jerusalem vorwerfen, allzuviel Verständnis für die Irrwege derer aufzubringen, die das Paradox eines antisemitischen *résistant*, vor allem aber das eines humanistisch gesonnenen *collaborateur* verkörperten; allein das ausführliche Kapitel über François Mitterrand widerlegt solche Vorbehalte, zeigt der Autor doch in dieser Passage seines Buches wie andernorts, was es heißt, nüchtern und jenseits interessierter Polemik zu analysieren. Der Mythos von der *Résistance* eines ganzen Volkes, das sich in gemeinsamer humanistischer Gesinnung nicht nur gegen den Feind von außen, sondern gegen die Barbarei schlechthin erhoben habe, und der die Kollaboration als ein Phänomen weniger ewig Gestriger abtut, münde seit 1944 in die „*rhétorique des deux France – la bonne et la mauvaise*“, mithin in ein Selbstverständnis, das im Namen der Einheit des Landes die Augen vor seinen eigenen Paradoxa verschließt.

Simon Epsteins Buch kann verstören, weil es scheinbare Gewissheiten unterläuft und vermeintliche Grenzen verwischt – das macht es so wertvoll.

Clemens Klünemann

## Autoritäres Denken

Tristan Storme, *Carl Schmitt et le marcionisme*, Editions Cerf, Paris 2008, 266 S.

Katholischer Denker, politischer Philosoph, rheinischer Jurist – Carl Schmitt (1888–1985) war bereits Gegenstand heftiger Debatten in Frankreich, vor allem seit der Übersetzung des *Leviathan* im Jahr 2002, 64 Jahre nach seinem Erscheinen in Deutschland. Tristan Storme, Mitglied des *Centre de théorie politique* der Universität Brüssel, arbeitet zurzeit an einer Doktorarbeit über Carl Schmitt und das französische Denken. Im Untertitel seiner Veröffentlichung („*Die theologisch-politische Unmöglichkeit einer jüdisch-christlichen Ökumene?*“) stellt er die Frage, ob für den deutschen Juristen die theologisch-politischen Implikationen des Judentums vollkommen inkompatibel mit dem Christentum sind. Der Autor erinnert daran, dass Frankreich sich im Vergleich zu Italien oder Deutschland mit mehr als 20 Jahren Verspätung mit der heiklen Frage des Nationalsozialismus und des Antisemitismus auseinandergesetzt hat, und öffnet damit den Weg für zwei gegensätzliche Thesen, „*der kontinuierlichen These und der These des Einschubs*“.

Die chronologische Herangehensweise des Autors ermöglicht eine bessere Einschätzung der Persönlichkeit Carl Schmitts und seines politischen Denkens. Aber Tristan Storme beantwortet die Frage, die er selbst zu Beginn seines Bandes stellt, nicht kategorisch. In seiner Schlussfolgerung gibt er sich damit zufrieden in Erinnerung zu rufen, dass Carl Schmitt „*beide Weltkriege erlebt hat, die Trennung von Deutschland und den Kalten Krieg*“ und dass seine Überlegungen „*uns unbestreitbar etwas über den Zustand des jüngsten 20. Jahrhunderts sagen*“. Und er fügt hinzu: „*Ohne Zweifel ist sein Denken in gewisser Hinsicht emblematisch für die Krisen, die wir durchlaufen haben und die Deutschland mit einer erschütternden Intensität erlebte*.“ Aber er räumt ebenso ein: „*Das autoritäre Denken Carl Schmitts zu bekämpfen, das heißt zuerst und vor allem, zu versuchen es zu verstehen, so schwierig und wirt es auch erscheinen mag*.“

Jérôme Pascal